

3. Filmprojekte, Ethnografie und kulturalanthropologische Migrationsforschung

Medienpädagogische Vorarbeiten zum Potenzial ko*laborativer Medienarbeit handeln vor allem von Jugendlichen mit Migrationserfahrung,¹ Kindern und Jugendlichen aus »gesellschaftlichen Peripherien«² sowie aus urbanen Industriegebieten.³ Von Seiten der medienpädagogischen Grundlagenliteratur wurden ausbleibende oder nur »sehr kursorisch ausfallen[de]«⁴ Evaluationen von Praxisprojekten moniert: »Zahlreiche medienpädagogische Projekte in der Praxis werden aber nicht evaluiert im Hinblick auf ihre Wirksamkeit oder ob sie gar kontraproduktive Effekte aufweisen.«⁵ Auch der Medienpädagoge Heinz Moser konstatiert, dass »Praxisforschung eine Lücke in der methodologischen Diskussion der Medienpädagogik dar[stellt] [...]«.⁶

Forscher*innen, die bestrebt waren, ebendiese Lücke zu schließen, bedienten sich bisher neben klassisch ethnografischen Methoden wie teilnehmender Beobachtung und leitfadengestützter, semi-strukturierter Interviews auch neuerer und rezenter Konzepte aus den *Performance Studies* oder experimentellen Ansätzen wie autoethnografischen Herangehensweisen. Ziel hierbei war es, die unterschiedlichen Stimmen der Akteur*innen miteinander in Dialog zu bringen. Zudem sollten die betroffenen Subjekte ihre Erfahrungen von Ungleichheit, Stereotypisierung und Diskriminierung selbst artikulieren, sodass sie Eingang in die entstehenden Forschungsdokumente finden konnten.⁷ Hierin unterscheidet sich der Beitrag, den diese Arbeit zu leisten vermag: Die Sichtbarkeit marginalisierter Akteur*innen durch methodische Überlegungen im Sinne einer Aktionsforschung zu erhöhen ist

1 Holzwarth 2008.

2 Wendel 2015, 11ff.

3 Blum-Ross 2012, 94.

4 Süß, Lampert & Trültzsch-Wijnen 2018 [2010], 13.

5 Süß, Lampert & Trültzsch-Wijnen 2018 [2010], 12.

6 Moser 2014, 55.

7 Wendel 2015, 15ff.

nicht ihr Ansinnen. Vielmehr will sie eine reflexive Perspektive auf die Erwägungen des Sichtbarmachens durch eine privilegierte, zumeist weiße Projektkoordinator*innenschaft lenken.

Die Frage, ob und inwiefern von Seiten der Protagonist*innen überhaupt das Bedürfnis bestand, solche Erfahrungen zu artikulieren und sichtbar zu machen, schienen die besagten Vorarbeiten grundsätzlich mit »ja« zu beantworten. Dieses Ja kam jedoch nicht von der Teilnehmer*innenschaft der untersuchten Workshops selbst. Vielmehr setzten es einige Projekte als Existenzgrundlage und Rechtfertigung ihrer Bemühungen quasi voraus. Als Anspruch artikulierten sie unter anderem Aspekte wie die Vermittlung von Medienkompetenzen oder die Aneignung einer »erweiterte[n] Form der Wahrnehmung und des Selbstaudrucks.«⁸ Der Medienpädagoge Peter Holzwarth, der von 2001 bis 2004 an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg das EU-Forschungsprojekt »CHICAM – Children in Communication about Migration« mitbetreute, bekundet als Erkenntnisinteresse seiner 2008 veröffentlichten Dissertation: »Das Projekt verfolgte das Ziel, die Potenziale aktiver Medienarbeit für interkulturelle Kommunikation, Integration und Reflexion zu untersuchen.«⁹ Die Grundlage für Johann Wendels Monografie zum gleichnamigen Projekt »Fenster zur Welt« stellt hingegen die Stigmatisierung und »Abwertung des Selbstbildes«¹⁰ von Jugendlichen aus peripheren Räumen mittels massenmedialer Berichterstattung dar:

»Die Teilnehmer des Projekts Fenster zur Welt können durch ihre eigene Produktion von Kurzfilmen in diese Populärkultur eintauchen und, durch die Verbreitung ihrer Filme im Internet in gewissem Maße diese Kultur mitgestalten. [Hervorh. i. O.]«¹¹

Die Verfasser*innen dieser Vorarbeiten setzten es sich also allesamt zum Ziel, die von den Autor*innen artikulierten, subalternen Positionen der involvierten Jugendlichen zu stärken. Ihnen sollte die Möglichkeit geboten werden, mittels *eigener* Filmproduktionen ihre Sichtweisen zu artikulieren, ihr Leben in Deutschland/der Stadt/der Peripherie/als migrantisierte Menschen zu reflektieren und sich ihrer selbst auf ermächtigende Weise bewusst zu werden. Wer jedoch definiert die Parameter, innerhalb derer Sichtbarkeit und Artikulation stattfinden? Findet eine Reflexion der Anspruchshaltungen an die jugendlichen Teilnehmenden statt, die in Workshops immer wieder unmissverständlich artikuliert werden? Wodurch werden gute, produktive Sichtbarkeiten und Artikulationen messbar? Wie kann ein

8 Witzke 2004, 11.

9 Holzwarth 2008, 15.

10 Wendel 2015, 14.

11 Wendel 2015, 14.

kritischer Blick von außen in einer kritisch-reflexiven Ethnografie partizipativer Vorhaben zu diesen Fragen gewinnbringend beitragen?

Die Ansprüche von Peter Holzwarth und Johann Wendel, die ja neben ihrer Funktion als Forschende auch als Organisatoren, Initiatoren und Evaluierende ihrer eigenen medienpädagogischen Projektformate agierten, implizieren in gewisser Weise aber auch ein Spannungsfeld: Da sie als Feldforscher neben ihrer Rolle als teilnehmende Beobachter auch in anderen, verantwortungsvollen Positionen agierten, hatte dies unweigerlich Auswirkungen auf ihre Perspektiven und Positionen während des Forschungsprozesses. Aus Holzwarths und Wendels Arbeiten geht zwar hervor, dass die Methode der ko*laborativen oder partizipativen Erstellung von Filmen in Form von gemeinsam durchgeführten Workshop-Formaten den Subjekten ethnografischer Feldforschung großes Potential im Hinblick auf die Teilgabel zu den entstehenden Repräsentationen zu bieten vermochte. Diese Perspektive erscheint jedoch durch den Grad der eigenen Involviertheit in die Organisation, Strukturierung und Durchführung der Projekte geprägt.¹² Basierend auf meiner eigenen Involviertheit im Rahmen teilnehmender Beobachtungen bei Workshops und Projekten stellten sich Rollenkonflikte als virulent heraus. Fragen nach der eigenen Involviertheit in Prozesse der Organisation, Durchführung sowie Vor- und Nachbereitung wie Gelderakquise und -rechtfertigung in Projektberichten in der Rolle des Feldforschenden stellen sich: Wie beeinflussen diese Involviertheiten die Perspektive auf das zu untersuchende Projekt? Offeriert dieses Insider-Wissen besondere Vorteile oder ergeben sich auch Einschränkungen hinsichtlich eines kritisch-analytischen Blickes auf die untersuchten Prozesse des Ermächtigens und Sichtbarmachens?

Die Kulturanthropologin Marion Hamm merkt in diesem Zusammenhang an, dass partizipative, ethnografische Forschung nur allzu oft von der Vorannahme geprägt sei, dass die an sich sozial benachteiligte Gruppierung, mit der gearbeitet wird, mit dem Ziel der eigenen Ermächtigung und Hörbarkeit stärker in den Forschungsprozess einbezogen werden müsse. Dass jedoch diese stärkere Involviertheit der Forschungssubjekte in die Gestaltung der Feldforschung an sich auch den Forscher*innen und deren »wissenschaftsinterne[m] Gewinn«¹³ nütze, werde nur selten thematisiert, so Hamm:

»Heute wie damals kann partizipative Forschung auf eine Verbesserung der Verhältnisse und eine Ermächtigung derer, die an ihr partizipieren, ausgerichtet sein. Sie kann aber auch in besonderer Weise paternalistisch, bevormundend und auf

12 Dieser Eindruck verstärkte sich zudem durch meine eigene Erfahrung im Kontext des selbstorganisierten Workshop-Formates »Wie vernetzt seid ihr?«.

13 Hamm 2013, 58.

Ergebnisse ausgerichtet sein, die für die Beteiligten nicht nur irrelevant sind, sondern ihren Interessen sogar entgegenlaufen.«¹⁴

In mehreren sowohl medienpädagogischen¹⁵ als auch ethnografisch angelegten¹⁶ filmpraktischen Formaten wurde Ermächtigung¹⁷ als Utopie beschrieben. Ausführende und koordinierende Akteur*innen beschrieben Ermächtigung als unerfüllbares Fernziel, dem es entgegenzustreben gelte. Den Anspruch einer wahrhaftigen und einzigmöglichen Umsetzung ermächtigender Medienarbeit artikulierte indes keines der Projekte. Für die dichte Beschreibung der Strategien zur Ausrichtung des eigenen Handelns auf solche Fernziele bietet die Ethnografie systematische Werkzeuge und Vorgehensweisen des Fremdverstehens.

3.1 Ethnografie, Kultur und Repräsentation im Wandel

»Ist eine Ethnographie denkbar, die eine fremde Kultur nicht allein aus der Perspektive und unter dem Gesichtspunkt der eigenen Kultur zur Darstellung bringt, sondern mit den Augen und der Sprache jener, die dieser Kultur angehören, um sie so zu verstehen, wie sie sich selbst verstehen und verstanden wissen wollen, freilich ohne mit dem hermeneutisch-soziologischen Anspruch aufzutreten, sie besser zu verstehen als sie sich selbst?«¹⁸

Die Methode der Ethnografie hat seit ihrer Etablierung in den kultur- und sozialanthropologischen Disziplinen verschiedenste Paradigmenwechsel durchlebt. Mit der *Teilnehmenden Beobachtung* – bis heute eine der zentralen Methoden der qualitativ-empirisch forschenden Gesellschafts-, Sozial- und Kulturwissenschaften – erhielt die Praxis des *Fremdverstehens* eine neue Dimension: denn teilnehmende Beobachtung, so die Philosophin und Kulturwissenschaftlerin Iris Därmann,

14 Hamm 2013, 69.

15 Wendel 2015, 15f.

16 Walter 2014, 57.

17 Im weiteren Verlauf der Arbeit werde ich den Begriff Ermächtigung synonym mit dem englischen Pendant *empowerment* gebrauchen, sofern er sich nicht auf (in-)direkte Zitate von Autor*innen bezieht, deren Verständnis beider Begriffe divergiert.

18 Därmann 2002, 24.

»[...] stellt den [...] initialen Versuch dar, kraft der mehr oder weniger geduldeten Partizipation der jeweiligen Bevölkerungsgruppen die Erfahrung einer kulturellen fremden Realität bei gleichzeitiger oder nachträglicher Aufzeichnung des solcherart Erfahrenen zu durchlaufen.«¹⁹

Ethnograf*innen gingen also dazu über, selbst über längere Zeit mit den Akteur*innen ihres Feldes zu leben, ihre Sprache zu erlernen, deren Alltag zu teilen, sich an Arbeiten, Ritualen und Feierlichkeiten mit dem Ziel des tieferen Verständnisses kultureller Dynamiken zu beteiligen. Diese Eindrücke werden durch Feldtagebücher sowie Interviews komplettiert. Die Reflexion der eigenen Rolle im Rahmen der Involvierung in Filmworkshops für Jugendliche spielt für mich im Kontext der vorliegenden Arbeit eine wichtige Rolle: Welche Beziehungsgeflechte entstehen zwischen mir als Forschendem und meinen Gesprächspartner*innen? Welche moralischen Verpflichtungen gehen beide Parteien hierdurch ein? Wem nützt oder schadet meine Arbeit als Ethnograf?

Besonders wichtig erscheint zudem die Frage nach der Rolle eigener Wert- und Moralvorstellungen, die Haltungen gegenüber unterschiedlichen Akteur*innen der Forschung entscheidend prägen. Als erkenntnistheoretische Ergänzung zur Methode der teilnehmenden Beobachtung, die emische Sichtweisen zu verstehen versucht, etablierte der Ethnologe Franz Boas den *Kulturrelativismus*:

»Cultures differ like so many species, perhaps genera, of animals, and their common basis is lost forever. It seems impossible, [...] to bring cultures into any kind of continuous series. Sometimes we find simple, sometimes complex, social organizations associated with crude inventions and knowledge. Moral behaviour, except in so far as it is checked by increased understanding of social needs, does not seem to fall into any order.«²⁰

Anhand der Untersuchungen von Moralvorstellungen einer Kultur konstatierte Boas, dass diese nicht als bereits weiter fortgeschrittene Evolution im darwinistischen Sinne verstanden werden können. Der Kulturrelativismus stellt also den Versuch dar, einem Ethnozentrismus, der die eigene Kultur in den Mittelpunkt stellt und sämtliche Kulturen ausschließlich im Hinblick auf die eigenen Weltanschauungen einstuft und beurteilt, zu entkommen. Er entwickelte sich als direkte Reaktion auf das naturalistisch-evolutionistische Denken des 19. Jahrhunderts. Der Kulturrelativismus hebt also besonders die Augenhöhe hervor, auf der sich einander nicht über- oder unterlegene soziokulturell hervorgebrachte Gruppen sowie ihre Vertreter*innen in Form feldforschender Ethnograf*innen im Idealfall begegnen sollen.

19 Därmann 2002, 17.

20 Boas 1959, 254.

Er postuliert zudem, dass Kulturen²¹ an sich nicht vergleichbar oder aus dem Blickwinkel einer anderen Kultur zu klassifizieren seien.

Humanitaristisch motiviertes Helfen-Wollen und Sichtbarmachen zwar zu problematisieren, ohne es per se als fehlgeleitet zu bewerten, stellt ein zentrales, sich einer kulturrelativistischen Perspektive verpflichtendes Vorhaben dieser Arbeit dar. Dieses Vorhaben folgt somit immer auch dem kulturrelativistischen Ansatz des Verstehen-Wollens. Es denkt die eigene Positionierung des Forschenden als weißen, privilegierten Akteur im Feld ermächtigender Vorhaben für marginalisierte Menschen sowie seine Sozialisierung in die eigene Fachdisziplin mit. Die Bewertung von Beobachtungen, Gesprächen und Prozessen nehme ich somit stets unter Berücksichtigung dieser Positionierungen und Sozialisierungen vor. Sie entspringt einem Ansatz des Verstehen-Wollens von Praktiken der Ermächtigung und des Partizipieren-Lassens in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext. Dem kulturrelativistischen Ansatz dieser Arbeit ist es somit jedoch auch inhärent, die Bedürftigkeit und Subalternität jugendlicher Fluchterfahrener grundsätzlich in Frage zu stellen: Der Duktus, dem eine Pädagogik der Ermächtigung folgt, definiert sich somit vielmehr aus dem eigenen Selbstverständnis heraus, einen gesamtgesellschaftlichen Auftrag des pädagogischen Griffs nach dem Fremden²² ausführen zu müssen als aus der per se angenommenen Hilfsbedürftigkeit der fremden Anderen.

Seit Boas wird Kultur in der Kultur- und Sozialanthropologie als unabhängig von einem schablonenhaften Abgleichen des ›unterentwickelten‹ Fremden mit dem Eigenen les- und interpretierbar: Clifford Geertz, US-amerikanischer Ethnologe, legte wenige Jahrzehnte später mit seinem semiotischen Kulturbegriff den Grundstein für eine interpretative Ethnologie. Wie Volker Gottowik beschreibt, war dieser Umschwung in der Selbstwahrnehmung der kulturwissenschaftlichen Disziplinen von formalen, literaturkritischen Auseinandersetzungen mit wissenschaftlichen Texten geprägt:

»Als Folge einer wechselseitigen Beeinflussung von hermeneutisch aufgeklärten und literaturtheoretisch informierten Strömungen innerhalb der Kulturanthropologie haben sich sowohl der Blick auf das ethnographische Genre als [auch] die Schreibpraxis interpretativ orientierter Anthropologen z.T. grundlegend gewandelt. Die interpretative Anthropologie hat demnach den ›literary turn‹ nicht nur vorbereitet, sondern ist zugleich auch verändert aus diesem Prozeß einer

21 Der Boas'sche Kulturbegriff geht im Vergleich zu den heutigen, dynamisch-praxeologisch geprägten Kulturverständnissen in der Kulturanthropologie und -soziologie von einem statischen, als abgeschlossene Einheiten gedachten Verständnis von Kulturen aus. Aus diesem Grund gebrauche ich in diesem fachgeschichtlichen Abriss an dieser Stelle den Begriff Kultur in einer heute überholten Konnotation.

22 Vgl. Dünnwald 2006.

umfassenden Selbstaufklärung mit den Mitteln der Literaturkritik hervorgegangen.«²³

Das neue Selbstverständnis von Ethnografie als literarischer Gattung und der hiermit einhergehende *Literary Turn* sind bis heute essentielle Aspekte einer deutenden Ethnologie. Die Produktion medialer Inhalte als symbolhafte Handlungen erscheinen unter diesem Gesichtspunkt in einem neuen Licht: Nicht mehr nur die Inhalte und Qualität der Bilder, Filme und Medien, die Menschen produzieren, sind vor diesem Hintergrund bedeutsam. Auch Prozesse der Produktion medialer Inhalte gilt es zu beschreiben und zu deuten. Sie werden so als Ausdruck eines bereits angedeuteten Selbstverständnisses von Pädagog*innen deutbar. Durch die Deutung und Beschreibung von Handlungen und Prozessen, die sich in Workshops und Projekten für fluchterfahrene Jugendliche vollziehen, kann eine Kritik an der Rolle des Pädagogischen im Umgang mit Fremd- und Selbstbildern in unserer Gesellschaft gelingen.

Mit dieser Öffnung des Ethnografischen hin zu subjektiven und literarischen Einflüssen und der Deklaration von Ethnografien als »Fiktionen, und zwar in dem Sinne, dass sie ›etwas Gemachtes‹ sind, ›etwas Hergestelltes‹,«²⁴ stürzte Geertz die Ethnografie ungewollt in eine Krise der Repräsentation und initiierte die sogenannte *Writing Culture*-Debatte: Da nur privilegierte Gruppen Diskurshegemonie ausüben könnten, hätten sich über die Zeit hierarchische, diskursive Formationen entwickelt, die durch die Verwendung von Sprache und den systematischen Ausschluss subalternen Perspektiven mehr oder weniger (un-)bewusst Autorität über die Subjekte ethnografischer Repräsentationen ausüben würden.²⁵ Die Hilfsbedürftigkeit, die somit den Subalternen attestiert wird, ist also nicht per se feststellbar, sondern vielmehr eine hegemoniale Zuschreibung. Dem Verständnis einer *Writing Culture* Debatte folgen konstruieren weiße, mitteleuropäische Helfer*innen sie diskursiv unter Bezugnahme auf mediale Repräsentationen und politische Programmatiken zu Hilfsbedürftigen. Durch die Beschreibung von Akten des Sichtbarmachens will diese Arbeit daher einen Beitrag zur Verunsicherung von per se angenommenen Asymmetrien und Machtgefällen zwischen uns und den fremden Anderen beitragen. Hierin kann auch der dezidierte, disziplinübergreifende Mehrwert einer kulturalanthropologischen Arbeit zu pädagogischen Ermächtigungsvorhaben bestehen: Durch ebensolche fachgeschichtliche, erkenntnistheoretische Debatten des Konstruierens und Repräsentierens vermag die Ethnologie auch anderen Disziplinen wertvolle Impulse für die Auseinandersetzung mit eigenen, impliziten Programmatiken mitzugeben.

23 Gottowik 1997, 205.

24 Geertz 2002 [1973], 23.

25 Clifford 1993, 109ff.

Ethnografien an sich können immer nur subjektive Ausschnitte einer einzelnen Perspektive darstellen und sind durchzogen von Machtasymmetrien. Wer hat das Recht, wen zu repräsentieren? Wie werden diese Positionen reflektiert? Welche Machtverhältnisse wohnen ihnen inne? Und wie können wir sie deutlich machen? Ethnograf*innen suchen seither nach Möglichkeiten der Modifizierung und Adaption ihres Repertoires, experimentieren mit neuen Formen dialogischer oder polyphoner Ansätze und arbeiten mit Mental Maps, gemeinsam mit den Subjekten ihrer Forschung(en) verfassten Textsegmenten, autoethnografischen Verfahren oder neuen, radikal subjektiven Schreibstilen. Jedoch neigen auch die genannten Ansätze dazu, »die diskursiven Zugangs- und Ausschlußbedingungen des Dialogs, die asymmetrischen Kontexte und die intervenierende Rolle der Ethnograf*innen zum Verschwinden zu bringen [...]«²⁶ und somit nur einen Bruchteil der aufgeworfenen neuen Fragen adressieren zu können. Die konstante Reflexion und Thematisierung der eigenen Rolle im ethnografischen Forschungs- und Interpretationsprozess hingegen erhebt gar nicht den Anspruch, als Lösung für das Repräsentationsdilemma zu gelten. In dieser Arbeit findet sie jedoch als einzig mögliches Antidot gegen die Reproduktion der Hierarchien Anwendung, die diese Arbeit benennt und kritisiert.

Seit den 1980er Jahren und im Zuge der Writing Culture-Debatte wurden ethnografische Repräsentationen also durch ihre eigenen Praktizierenden als hegemoniale Machtverhältnisse reproduzierend und koloniale Diskurse replizierend kritisiert.²⁷ Durch die dichte, jedoch stets subjektive Beschreibung kultureller Phänomene konstruieren Ethnograf*innen ihre Beobachtungen als soziokulturelle Gegebenheiten und somit Wirklichkeiten.²⁸ In ähnlicher Weise beanstandeten die angeführten Vorarbeiten aktuelle, mediale Repräsentationen über Flucht/Migration als verallgemeinernd und Stereotype replizierend. Die Produzierenden medialer Formate üben somit in ganz ähnlicher Weise Autorität und Macht über die Protagonist*innen dichotomer und stereotypisierter Repräsentationsstrategien aus, wie es den Autor*innen ethnografischer Forschungsarbeiten in der Darstellung ihrer Akteur*innen und Gesprächsteilnehmer*innen ebenfalls vorgeworfen wurde.

Auch die Praxisforschung im Rahmen medienpädagogischer Projekte kam hinsichtlich des Methodenstreits quantitativ und qualitativ argumentierender Sozialwissenschaften nicht umhin, sich mit Fragen rund um die Rolle der Forschenden, der Praktizierenden und der Evaluierenden zu befassen. Der Medienpädagoge Heinz Moser attestiert seinem Fach einen Mangel an Grundlagenforschung, die es als »expansive Wissenschaftsdisziplin«²⁹ im Kontext einer voranschreitenden, allumfassenden Mediatisierung des Alltags dringend nötig hätte. Die Bezugnahme

26 Därmann 2002, 24.

27 Vgl. Clifford, Marcus 1986.

28 Vgl. Geertz 2002 [1973].

29 Moser 2014, 56.

auf die Debatten rund um die angesprochenen Repräsentationsprobleme in den ethnografisch arbeitenden Disziplinen offeriere eine großartige Chance, die Rolle der Forschenden im Prozess der qualitativen Datengenerierung zu reflektieren:

»Unter diesen Voraussetzungen bedeutet die Selbstreflexion nicht mehr, sich klarer Regeln und Prozeduren zu versichern, um die ›richtige‹ Interpretation in einem geregelten Verfahren zu erreichen. Vielmehr geht es darum, sich vermehrt bewusst zu sein, wie die Position des Interpreteten die Ergebnisse beeinflusst. Denn bei qualitativen Interviews ist es nicht immer klar, inwieweit die gewonnenen Daten durch den Interviewer forciert sind, oder ob es sich um ›unabhängige‹ Aussagen der Befragten handelt, bzw. wie stark Deutungen durch die subjektive Situation der Forschenden bestimmt sind.«³⁰

Diese neue Fokussierung auf das Subjekt biete die Chance, »nicht-standardisierte soziale Bedeutungen zum Ausdruck zu bringen«.³¹ Moser bringt hierfür die Gegenüberstellung positivistischer und gemäßigt konstruktivistisch-systemischer Ansätze ins Spiel. Deren paradigmatische Gegensätzlichkeit weist in überraschend umfassendem Ausmaß Übereinstimmungen mit den oben beschriebenen fachgeschichtlichen Veränderungen der ethnografischen Beschreibungs- und Deutungsarbeit aufweist.³²

Beeinflusst von Kultur- und Sozialanthropologie sowie qualitativer Soziologie wurde nun auch in der qualitativ arbeitenden Praxisforschung Wissen als situiert³³ und konstruiert³⁴ angesehen, als subjektiv und niemals unabhängig von der Person der Forschenden interpretierbar. Zudem können monokausale Wirkmechanismen und -zusammenhänge in dieser Praxis nicht mehr als ausschließliche Determinanten gelten. Beobachtungen sowie darauf basierende Schlussfolgerungen müssten immer beidseitig aufeinander rückgeprüft und hinsichtlich ihrer mannigfaltigen, subjektiven Kontexte betrachtet werden.

30 Moser 2014, 62.

31 Moser 2014, 63.

32 Moser 2014, 64.

33 Vgl. Haraway 1988.

34 Vgl. Berger & Luckmann 2018 [1980].

3.2 Leitmotive einer kulturalanthropologischen Migrationsforschung

»We are collectively caught in an intricate, delicate web in which each action I take, discursive or otherwise, pulls on, breaks off, or maintains the tension in many strands of the web in which others find themselves moving also.«³⁵

Die vorliegende Auseinandersetzung mit handlungsorientierter Medienarbeit als Mittel des Sicht- und Hörbarmachens fußt wie oben beschrieben auf einer reflektierten, ethnografischen Untersuchung. Zudem strebt sie an, einen Beitrag zur kulturalanthropologisch-ethnografischen Migrationsforschung zu leisten.

Unter den uniformen Begriff der Migration werden höchst unterschiedliche Akteur*innen subsumiert: Auf der einen Seite sind hier für eine bestimmte Zeit ins Ausland entsandte Fach- oder Führungskräfte zu nennen, die gemeinhin als *Expatriates* oder kurz *Expats* bezeichnet werden. Asylsuchende bilden das andere Ende des breiten Spektrums derer, die gemeinhin Migrant*innen genannt werden. Zwischen diesen beiden extremen Polen findet sich eine große Bandbreite an Motivationen zur Migration sowie Praktiken des Migrierens. Von *den* Migrant*innen zu sprechen, erscheint somit als problematische, vereinheitlichende und nicht zuletzt kulturalistische Kategorie für eine extrem heterogene Gruppe von Personen.

Es ist daher bemerkenswert, dass Kultur- und Sozialanthropolog*innen erst in den 1950er Jahren auf Phänomene rund um Migration und deren Relevanz als Forschungsfeld aufmerksam wurden.³⁶ Anthropologische Migrationsforschung fokussierte hierbei von Beginn an kulturelle Kontexte und Gründe für Migrationsbewegungen in ihren vielfältigen Ausprägungen. Die Sozialanthropologin Heidi Armbruster problematisiert Typologisierungen von Migration gemäß kausalen Zusammenhängen zwischen wirtschaftlichen, politischen oder soziokulturellen Faktoren in Relation zu räumlich-zeitlichen Determinanten. Laut Armbruster verzerren diese vereindeutigenden Standardisierungen die gegebenen, multidimensionalen Realitäten einer jeden Migrationsgeschichte, die in höchstem Maße individuell und subjektiv sind.³⁷ Eine binäre Klassifizierung zwischen uns und den Anderen sei jedoch nicht mehr aufrechtzuhalten, so die Anthropologin Halleh Ghorashi:

»The dichotomous construction of otherness through culture and religion, in particular for migrants with an Islamic background, is a fundamental ingredient in

35 Alcott 1991, 19.

36 Alcott 1991, 52.

37 Armbruster 2009, 20.

the current trend of othering leading to exclusion. The culture (including religion) of migrants is essentialized. It is imagined as absolutely different and inferior to the culture of natives.«³⁸

Als uniformes Kollektiv sind die Migrant*innen also Produkte unserer eurozentrischen und orientalistischen³⁹ Fantasien über das fremde Andere. Laut Ghorashi sei das Resultat dieser essentialistisch konstruierten Andersartigkeit eine ontologische, dichotome Unterscheidung zwischen westlichen und nicht-westlichen Gesellschaften. Ebendiese binäre, nicht mehr haltbare Kategorisierung strukturiert jedoch bis heute wesentlich das öffentliche Sprechen über flucht- und/oder migrationserfahrene Menschen auf machtvoller Weise. Genauso durchdringt sie auch die Bemühungen derer, die den Fremden anderen eine Stimme geben wollen. Medienpädagogische Vorhaben des Sichtbarmachens oder der interkulturellen Begegnung zwischen als statisch imaginierten, deutschen und migrantischen Teilnehmer*innengruppen reproduzieren unbewusst diese Kategorien. Sie sind für die Legitimierung ihrer Vorhaben, die sie in Projektanträgen rechtfertigen müssen, angewiesen auf die Bezugnahme auf ebendiese Differenzkategorien, mit denen sie im Verlauf ihrer Arbeit brechen wollen.

Nach Armbruster ist Migration immer auch in kulturelle Kontexte eingebettet und changiert als Praxis zwischen (trans-)lokalen Bezugsrahmen. Die Praxis des Migrierens wird somit besonders durch ethnografische Mikrostudien mit abduktiver⁴⁰ Theoriengenerierung auf Makroebene hinsichtlich ihrer Dynamiken, Veränderungen sowie der vorherrschenden Gründe für Wanderungsbewegungen wissenschaftlich greif- und analysierbar.⁴¹ Besonders auch die seit einigen Jahren fest im Fach etablierte kritische Migrationsforschung vermag unter Miteinbeziehung der Grenzregimeanalyse als Analysewerkzeug Zusammenhänge zwischen lokalen Aktionsräumen und translokalen politischen und ökonomischen Realitäten aufzuzeigen.⁴² In der gleichen Tradition vermag die hier vorgelegte Forschung auf der Mikroebene durch die ethnografisch-kleinteilige Beschreibung und Deutung der filmischen Arbeit in partizipativen Workshops größere Bedeutungsrahmen aufzuzeigen: Welche Rolle spielt die Produktion alternativer Sichtbarkeiten in einer so stark von dominanten, visuellen Narrativen geprägten Gesellschaft wie der unsrigen? Wer ist warum dazu motiviert, den Blick auf die fremden Anderen neu auszugestalten? Welche Rolle spielen die Konzepte des Ermächtigen und des Eine-Stimme-Gebens für die bestehenden Machtverhältnisse im mediatisierten Alltag des 21. Jahrhunderts? Und welche Perspektiven kann die Kulturanthropologie mit

38 Ghorashi 2017, 169.

39 Vgl. Said 1978.

40 Vgl. Reichertz 2003.

41 Armbruster 2009, 54f.

42 Hess, Kasperek, Kron et al. 2016.

ihrem spezifischen Verständnis von Kultur als »selbstgesponnenes Bedeutungsge-
webe«, ⁴³ in das wir Menschen miteinander verflochten sind, und ihren ethnogra-
fischen Methoden der teilnehmenden Beobachtung zum Feld der Migrationsfor-
schung beisteuern?

Der Sammelband »München migrantisch – migrantisches München« illustriert
anschaulich, wie ein solcher Beitrag aussehen kann. Er ist das Resultat aus einem
Lehrforschungsformat am Institut für Empirische Kulturwissenschaften und Eu-
ropäische Ethnologie unter der Federführung von Sabine Hess und Maria Schwertl
an der LMU München. Thematisch widmen sich die Beiträge etwa der tibetischen
Diaspora, ⁴⁴ Stadtvierteln mit besonders großer kultureller Vielfalt und prekären
Wohnsituationen, ⁴⁵ transnationalen Identifikationsobjekten ⁴⁶ oder der globalen
Mobilisierung kultureller, exotisierter Images. ⁴⁷ Die entsprechenden ethnografi-
schen Forschungen fanden allesamt im lokalen Kontext der bayerischen Landes-
hauptstadt statt. München fungierte dabei zwar als Arena studentischer Forschun-
gen und verbindendes Element der Beiträge. Jeder Aufsatz wies jedoch auf eine in-
dividuelle kulturelle Einbettung translokaler Praktiken verschiedener Gruppierun-
gen hin, die an sich nichts weiter teilten als den lokalen Bezugspunkt zu München.
Weltbilder, Strategien der Alltagsbewältigung, religiöse Praktiken oder soziokul-
turelle Settings der untersuchten Kontexte erschienen so heterogen, dass andere
Berührungspunkte nicht offensichtlich erkennbar waren.

»München migrantisch – migrantisches München« ist somit ein Paradebeispiel
dafür, wie Studierende im Rahmen von Praxisseminaren anhand lokal verorteter
Mikrostudien translokale Zusammenhänge auf Makrolevel ethnografisch er-
forschen können. Globale, sozioökonomische und politische Dynamiken bildeten
den Kontext, durch den Wanderungsbewegungen nach Oberbayern begründet und
bedingt wurden. Kontakte zwischen ethnisch-diversen Gruppierungen und super-
diverse, ⁴⁸ multiple Zugehörigkeiten zu bisweilen kulturalistisch konstruierten Ka-
tegorien stellen oftmals die Arenen dar, in denen kulturwissenschaftlich-ethnogra-
fische Migrationsforschung stattfindet. Das Ergebnis – die kritisch-reflexive Be-
nennung dieser Kategorisierungen im Rahmen studentischer Forschungen – be-
säße eigentlich großes Potenzial, auch außerhalb akademischer Kreise Gehör zu
finden.

Auch der Sozialanthropologe Tim Ingold attestiert seinen Fachkolleg*innen, bei
öffentlichen Debatten zu Themenbereichen, zu denen sie doch eigentlich einiges zu

43 Geertz 2002 [1973], 9.

44 Vgl. Krcek 2010.

45 Vgl. Knauer 2010.

46 Vgl. Schwertl 2010.

47 Vgl. Riedner 2010.

48 Vgl. Vertovec 2007; Ghorashi 2017.

sagen hätten, »durch Abwesenheit« zu glänzen.⁴⁹ Er sah besonders in der schwer fassbaren akademischen Eigenheit der anthropologischen Disziplinen einen Grund dafür, dass

»die wahrscheinliche Reaktion von Anthropologen darin besteht, dass sie die Fragesteller ins Gebet nehmen, ihre unausgesprochenen Annahmen offenlegen und anmerken, dass andere – die von solchen Fragen frei sind – die Fragen anders stellen würden.«⁵⁰

Sabine Hess vermerkte in der europäisch-ethnologischen Migrationsforschung eine Entwicklung hin zur »Kulturalisierung der Migrationsforschung.«⁵¹ Kultur wurde zu Beginn dieser Entwicklung, den Hess in den 1980er Jahren verortete, »im Sinne eines kulturellen Erbes verstanden; als stabiles, homogenes und klar abzugrenztes Ensemble von Praxen und Werten, welches eine spezifische Gruppe auszeichnet und unterscheidbar macht.«⁵² Unausgesprochene Annahmen, wie sie Ingold durch Anthropolog*innen aufgedeckt sieht, prägten also bis vor wenigen Jahrzehnten noch die Kulturforschenden selbst. Fachinterne Kritiken dieses statischen Kulturverständnisses werden seither immer lauter: Auch Angela Treiber und Kerstin Kazzazi positionierten sich deutlich mit ihrer Absage gegen kulturalistische Erklärungsmodelle,

»[...] denn diese konstruieren essentielle Differenzen und Fremdheit mit der Vorstellung von Kulturen als stabilen, abgeschlossenen Ganzheiten von gemeinsamer Herkunft und Homogenität der Mitglieder, sowie der Vorstellung von deren Unveränderlichkeit. Soziale, ökonomische und politische Problemlagen werden dann als ursächlich für kulturelle bzw. ethnische Konflikte interpretiert.«⁵³

Besonders ebendiese reduktionistischen und simplifizierenden Erklärungsmodelle von Kultur als Ursache für Probleme in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft sind als Grund dafür zu nennen, dass Auffassungen von Kultur als beständig und unveränderlich sich so lange halten konnten. In den nachfolgenden Jahrzehnten ist dieses Verständnis durch eine gesamtgesellschaftlich geführte Multikulturalismus-Debatte von einem praxeologischen, konstruktivistischen und prozesshaften Kulturbegriff abgelöst worden, »der Kultur als ein dynamisches und ›hybrides‹ Gebilde begreift und folglich das *Doing Ethnicity* fokussieren hilft. [Hervorh. i. O.]«⁵⁴ Theo-

49 Ingold 2019, 95.

50 Ingold 2019, 95f.

51 Hess 2010, 13.

52 Hess 2010, 13.

53 Kazzazi & Treiber 2016, VII.

54 Hess 2010, 15.

retische Konzepte wie *Ethnoscapes* nach Arjun Appadurai,⁵⁵ *Doing Culture* nach Karl H. Hörning und Julia Reuter⁵⁶ oder *Creolization* nach Ulf Hannerz⁵⁷ trugen zusätzlich dazu bei, dass Kultur als von nationalstaatlichen Grenzen losgelöst gedacht wurde und konsequenterweise auch den Weg für eine Transnationalisierung der Migrationsforschung ebnete.

Auch das Berliner »Labor Migration« enttarnte Migration als problematischen Modus der Wissensgenese, der bis in die 1990er unter der machtvollen Fiktion des Nationalstaates stand. Einwanderungsforschung innerhalb nationaler Grenzen wird seither als transnationale Migrationsforschung neu wahrgenommen und reflektiert: »Alltagsweltliche Transnationalisierung [zu untersuchen], die zwar in engem Zusammenhang mit der globalen Entwicklung und Verbreitung kapitalistischer Produktion und Konsumption entsteht, aber keineswegs widerspruchsfrei darin aufgehoben ist«⁵⁸ ist ein hiervon inspirierter Ansatz, dem sich auch diese Arbeit verschreibt. Durch globale *mediascapes* zirkulieren archetypische Bilder der fremden Anderen transnational. Sie wirken also sowohl in nationale Populärkulturen als auch in das Selbstbild migrantisierter Minoritäten ein. Ein transnationaler Blick auf Workshops für fluchterfahrene und migrantisierte Jugendlichen eröffnet somit ein breiteres Verständnis für die medialen Ausdrucks- und Aneignungsformen junger Menschen im 21. Jahrhundert. Somit ist diese Forschung lesbar als ein Beitrag hin zu einer Wahrnehmung von Migration, die nicht allein durch ihre Bewegung beschreibbar ist. Vielmehr ist Migration selbst als historische und gesellschaftliche Veränderung anstoßend oder bewegend zu begreifen. Inspiriert durch diese reflexive Wende in der Migrationsforschung will ich mit dieser Arbeit besonders Stimmen und Positionen hinter, unter oder neben den dominanten Fragestellungen fokussieren, »die in der öffentlichen Diskussion mit ihrer Fixierung auf integrationspolitische Fragestellungen und standardisierte Erhebungsmethoden oftmals unerkannt und unverstanden bleiben«.⁵⁹

In diesem Sinne nimmt etwa der Kulturanthropologe Ove Sutter in seinen rezenten Arbeiten zum Engagement für fluchterfahrene Menschen die unhinterfragten Grundannahmen des Leidens fluchterfahrener Menschen in den Fokus, »von denen ausgehend für die Helfer_innen im Vordergrund stand, deren Leid zu lindern und ihre Situation unmittelbar zu erleichtern.«⁶⁰ Sutter begreift dieses unhinterfragte Helfenwollen mit Larissa Fleischmann und Elias Steinhilper als »Dis-

55 Vgl. Appadurai 1990.

56 Vgl. Hörning & Reuter 2004

57 Vgl. Hannerz 1987.

58 Bojadžijev & Römhild 2014, 12.

59 Nieswand & Drohtbohm 2014, 3.

60 Sutter 2019, 302.

positiv des Helfens.«⁶¹ Humanitaristische Bestrebungen gibt er als dessen ideologischen Referenzrahmen an, »der den Helfer_innen bestimmte Sichtweisen und Vorstellungen nahelegte.«⁶² Statt in seinen Arbeiten den Topos der hilfsbedürftigen Anderen erneut aufzugreifen, fokussiert Sutter vielmehr das Selbstverständnis derer, die sich basierend auf Selbstwahrnehmungen und diskursiven Rahmungen dazu berufen fühlen, sich in wohlwollende Akte des Helfens zu involvieren. »What I try to underline is that the story is much more about us than about them,«⁶³ bringt es der Anthropologe Didier Fassin auf den Punkt.

Für das Verständnis und die Beschreibung von Motivationen des Sichtbarmachens, des Ermächtigen und des Eine-Stimme-Gebens, denen ich im Rahmen meiner Forschung immer wieder begegnete, musste ich mich also auf die Suche nach einem Hintergrund machen, vor dem ich diese Bestrebungen deuten konnte. Die Auseinandersetzung mit theoretischen Auseinandersetzungen mit humanitären Denkschulen aus der Entwicklungszusammenarbeit oder dem Non-Profit Bereich lag hier nahe. Die Politikwissenschaftlerin Lisa Ann Richey zeigt in ihrem Artikel »Conceptualizing ›Everyday Humanitarianism« Formen eines Alltagshumanitarismus auf, den sie nicht nur in institutionalisierten, karitativen Organisationen verortet. Vielmehr sei dieser auch auf der Ebene alltäglicher Praktiken des Sich-Solidarisierens mit als subaltern beschreibbaren Akteuer*innen und einem generellen *Good-Doing* lokalisierbar:⁶⁴

»Good-doing entails giving money, things, or time. It can include raising awareness, fundraising, political interventions, policy lobbying, or diplomacy in quiet rooms with powerful organizations, collaborations with the private sector, armed interventions, training, workshops, and projects to transform livelihoods, the spread of diseases, environmental change, infrastructure, or gender relations. It can also include shopping, following social media accounts, and liking celebrity campaigns or tweeting relevant information – all of which may contribute to expanding the reach and impact of traditional good-doing. In all these forms, everyday humanitarianism refers to an expanded series of practices in the everyday lives of citizens that purport to make a difference outside the traditional boundaries of humanitarian activity [Hervorh. GS].«⁶⁵

Der Europäische Ethnologe Jens Adam arbeitete zudem heraus, dass humanitaristische Haltungen von Akteuer*innen im Feld oftmals bereits bestehende globale Asymmetrien wie das Nord-Süd-Gefälle reproduzieren: Annahmen, was gutes

61 Vgl. Fleischmann & Steinhilper 2017, zit.n. Sutter 2019, 302.

62 Sutter 2019, 302.

63 Fassin 2013, 36.

64 Richey 2018, 3.

65 Richey 2018, 3.

Leben und Wohlbefinden bedeutet, werden oft an eurozentrischen Vorstellungen festgemacht, so Adam.⁶⁶ Ähnlich wie Fassin, der Humanitarismus als unlösbar verwoben mit der Sphäre des Politischen ansieht,⁶⁷ bezeichnet Adam Humanitarismus als »politisch-moralische[s] Projekt der Sorge um das Leid der ›Anderen‹ [...], über den sich ein zeitgenössisches Europa mit ›Welt‹ verknüpft und hierdurch zugleich (post)koloniale Asymmetrien, die dieses Verhältnis konstituieren, reproduziert.«⁶⁸ Humanitaristische Haltungen des Helfens werden in europäischen Gesellschaften als historisch erwachsene Alltagswirklichkeiten erfahrbar:

»Gerade in Abgrenzung zu solchen Rollenerwartungen an unsere Disziplin und einer nicht hinreichend entwickelten Kritik humanitärer Unternehmungen hat sich eine anthropologische Perspektive herausgebildet, die deutlich über ein Interesse an konkreten Abläufen und Störungen einzelner humanitärer Einsätze hinausgeht und stattdessen *Humanitarismus als eine historisch fließende Form* fokussiert, die sich im Zuge der europäischen Moderne um die Frage des Umgangs mit dem Leiden der – insbesondere auch weit entfernten – ›Anderen‹ konfiguriert hat und auf ganze bestimmte Weise affektive Momente mit moralischen Positionen, ethischen Forderungen und politischen Handlungserwartungen verbindet [Hervorh. i. O.].«⁶⁹

Die Auseinandersetzung mit Praktiken des Sichtbarmachens und den ideologischen Referenzrahmen, in denen die Akteur*innen ihre Handlungen begründen und legitimieren, stellen das konkrete Untersuchungsfeld dieser Arbeit dar. Weniger die Akteur*innen der Migration selbst sowie die soziokulturellen Dispositive und Präfigurationen, die ihr Handeln prägen und leiten, sollen hier fokussiert werden. Die kritische Auseinandersetzung mit Motiven und Praktiken einer weißen Helfer*innenschaft stehen im Mittelpunkt meines Vorhabens. Der Versuch, ethnografische Repräsentationsarbeit egalitärer und symmetrischer zu gestalten als bisher, war hierfür prägend, denn: aller Anerkennung des Beitrages zur kulturalanthropologischen Migrationsforschung aus München, Berlin oder Göttingen zum Trotz fällt beim Blick auf die Namen der Forschenden jedoch auf, dass es sich ausschließlich um weiße Mitteleuropäer*innen handelt, die den Blick auf die fremden Anderen aber nur allzu selten auf sich selbst lenken: Warum ist die Migrationsforschung unseres Faches im deutschsprachigen Raum eigentlich so weiß? Wo sind demgegenüber Akteur*innen der Migration selbst zu verorten? Warum rücken die diskursiven Rahmungen und idealistischen Beweggründe derer so selten

66 Adam 2018, 308.

67 Fassin 2013, 39.

68 Adam 2018, 313.

69 Adam 2018, 311.

in den Vordergrund – dies beweist der oben konstatierte Mangel an humanitarismuskritischen Beiträgen der Kulturanthropologie – die durch den Anspruch des Eine-Stimme-Gebens die Stimmlosigkeit der fremden Anderen mit zementieren?

3.3 Mediale Bilder fluchterfahrener Menschen

»Wir sind ein wenig hysterisch geworden, seit Zeitungsleute damit angefangen haben, uns zu entdecken und öffentlich zu erklären, wir sollten aufhören, unangenehm aufzufallen, wenn wir Milch und Brot einkaufen.«⁷⁰

Die oben dargestellten Lesarten von Kultur als unabgeschlossene, offene Entität konstituieren sich aus gemeinsamen Praktiken ihrer Mitglieder⁷¹ und weniger durch eine reine, passive Zugehörigkeit im Sinne eines Denkens in nationalstaatlichen Termini.⁷² In Arbeiten des Centre for Contemporary Cultural Studies der University of Birmingham zur Methode der kritischen Medienanalyse, die in Deutschland etwa von Rolf Lindner, Andreas Hepp sowie Barbara Becker und Josef Wehner⁷³ vorangetrieben wurden, spielen nun auch die Rezipierenden als Sinn konstruierende und produktive Akteur*innen bei der Untersuchung medialer Bilder des Fremden eine wichtige Rolle. Zudem ebneten diese Arbeiten den Weg für eine reflexive Auseinandersetzung mit (massen-)medialen Repräsentationsstrategien.

Nachfolgend nehme ich eine Zusammenschau rezenter Forschungsarbeiten zu ebensolchen medialen Repräsentationsstrategien migrantisierter und fluchterfahrener Menschen vor. Sie sind für die Einordnung und Deutung meiner eigenen Forschungsergebnisse bedeutsam: Sie dienen nicht nur als Hintergrund, vor dem ich meine eigenen Deutungen und Interpretationen der Praktiken des Sichtbarmachens in Workshop-Kontexten für fluchterfahrene Jugendliche vornehme. Zudem weist diese Zusammenschau erneut auf die Lücke hin, die in der heutigen kulturanthropologischen Migrationsforschung hinsichtlich eines notwendigen und aufschlussreichen *Study Up* besteht: Besonders diejenigen Akteur*innen, die formale, organisatorische, inhaltliche und diskursive Rahmungen unserer Wahrnehmung von fluchterfahrenen Menschen maßgeblich mitbestimmen, sind deutlich unsichtbarer als die Menschen, die sie selbst sichtbarer machen wollen. Von dem prozess-

70 Arendt 2016 [1986], 22.

71 Vgl. Hörning & Reuter 2004.

72 Vgl. Anderson 1983.

73 Vgl. Hepp 2010 [1999]; Lindner 2000; Becker & Wehner 2006.

haften, konstruktivistischen Kulturverständnis herrührend, dem sich diese Arbeit verpflichtet, werden nachfolgend besonders die Ergebnisse von Prozessen der Produktion und Konstruktion medialer Fremdbilder offensichtlich.

Zur Repräsentation von Migration sowie deren Akteur*innen entstanden jüngst kritische, inhalts- und diskursanalytische Auseinandersetzungen mit der Produktion von Perspektiven und Sichtweisen auf Migrant*innen. Im deutschsprachigen Raum wurde unter anderem am Beispiel der Darstellung von fluchterfahrenen Menschen im Fernsehformat »Tatort« erkennbar, in welchem Ausmaß die stereotype Darstellung von Akteur*innen der Migration zu deren Marginalisierung beiträgt.⁷⁴ Als dominante Mittel zur Konstruktion von Unterschieden zwischen ›Deutschen‹ und ›Ausländer*innen‹ in einzelnen Episoden des Krimiklassikers tauchten immer wieder essentialistische Konzepte von Identität, Kultur und Religion auf. Sie wurden bewusst herangezogen, um stereotypische Andersartigkeit zu kreieren und zu manifestieren.⁷⁵ Treffend fassen Christoph Rass und Melanie Ulz konträre Positionen zu Sichtbarkeiten und Repräsentationen von fluchterfahrenen Menschen im Film zusammen:

»Sichtbarkeit kann demzufolge sowohl ein Instrument im Kampf um politische Partizipation als auch ein Instrument der Herrschaftsstabilisierung sein, mit dem Normabweichungen und Regelverstöße kontrolliert werden. Eine erhöhte Sichtbarkeit von migrationsspezifischen Phänomenen führt daher nicht automatisch zu mehr politischem Einfluss von Migrantinnen und Migranten, denn das visuelle Feld wird durch eine Vielzahl von Akteuren hervorgebracht, die eine bestimmte Sicht auf Migration unentwegt behaupten und diese nur sehr langsam transformieren.«⁷⁶

Sichtweisen auf Migration lassen sich leicht und schnell etablieren, jedoch viel schwieriger wieder relativieren und dekonstruieren. Für die Bebilderung von Migration und der »assoziativen und diskursiven Engführung von Menschenströmen und Datenströmen ineinander, verknüpft über die Metaphorik des Wassers und des Fließens«,⁷⁷ prägte die Kunsthistorikerin Kerstin Brandes den Begriff der *Visuellen Migration*. Den spezifischen Anspruch dieses Konzeptes beschreibt Brandes wie folgt:

»Das Anliegen einer solchen, semiologisch informierten Perspektive besteht darin, das Migrierende, die Bild-Bewegungen, als temporäre, intertextuelle Situierungen – also als spezifische Verkettungen unvollständiger Fixierungen

74 Vgl. Ortner 2007; Walk 2011.

75 Ortner 2007, 13f., 25f.

76 Rass & Ulz 2015, 16.

77 Brandes 2011, 5.

innerhalb sich beständig verschiebender Ent- und Neukontextualisierungsprozesse – herauszuarbeiten und fassbar zu machen.«⁷⁸

Die flexiblen Kombinationsmöglichkeiten medialer Inhalte können je nach Kontext Narrative und Diskurse etablieren, aufgreifen oder dekonstruieren. Tendenzen der Generalisierung und Vereinheitlichung kollektiver Identitäten beschreibt die Erziehungswissenschaftlerin Astrid Messerschmidt als »Schauplatz migrationsfeindlicher Artikulationen«,⁷⁹ nach denen Differenzkategorien, als Ergebnis unhinterfragt, in breiter Öffentlichkeit normiert und naturalisiert werden:

»Das Andere hat natürlich anders zu sein, genetisch nachweisbar und eindeutig. In der Tendenz zur Vereindeutigung geschlechtlicher Identität kommt aus meiner Sicht eine Sehnsucht nach Natur zum Ausdruck, ein Wunsch, sich einer biologisch gegebenen Identität zu vergewissern, das Soziale nach wie vor biologisch zu strukturieren und jede Uneindeutigkeit auszuschließen. Die Naturalisierung von Differenz bildet ein Merkmal mehrerer gruppenkonstituierender Diskriminierungspraktiken.«⁸⁰

Die von Messerschmidt herausgearbeitete Naturalisierung von Differenz zeigt sich in der medialen Darstellung von FluchtMigration auch auf einer weiteren, metaphorischen Ebene: Durch visuelle Darstellungsstrategien, die das Narrativ der Flut oder des Stroms heranzogen, wurden fluchterfahrene Menschen und ihre Ankunft in Europa ebenfalls mit Naturgewalten in Verbindung gebracht: Bilder von Menschenmassen, die auf Grenzübergänge hinströmten, mussten herhalten, damit die »Flüchtlingskrise« ähnlich einer Naturkatastrophe weiter stilisiert werden konnte. Mit ihnen galt es, einen »Ausnahmезustand« zu konstatieren. Als Folge konnten diverse »Notstandspolitiken« wie die Aussetzung des Schengen-Abkommens in der Europäischen Union initiiert und legitimiert werden. Die Kunsthistorikerin und Kulturwissenschaftlerin Johanna Schaffer prangert solche Naturalisierungen als irreführend an, denn »sie negiert, dass das, was zu sehen ist, ein Produkt diskursiver Prozesse ist – also ein *Zu-Sehen-Gegebenes* [...] [Hervorh. i. O.]«⁸¹ Auch Astrid Messerschmidt spricht sich für offenere Differenzmodelle und gegen pauschale Kategorien des Bemessens kulturell konstruierter Wertigkeiten des Umgangs mit Körperlichkeit, Religion und daraus resultierenden Weltbildern aus:

»Aus meiner Sicht bietet sich damit eine zeitgemäße Perspektive für die Migrationsgesellschaft, in der nicht dasselbe geteilt werden muss – nicht dieselbe Auf-

78 Brandes 2011, 6.

79 Messerschmidt 2019, 47.

80 Messerschmidt 2019, 48.

81 Schaffer 2008, 53.

fassung von Anständigkeit und Eigenständigkeit, nicht dieselben Schamgrenzen, nicht dieselben Körperkonzepte.«⁸²

Im Kontext von Bemühungen des Sichtbarmachens und Ermächtigens bei Filmworkshops für fluchterfahrene Jugendliche erscheint daher im Hinblick auf die Intentionen der Durchführenden besonders problematisch, dass die entstehenden Repräsentationen und Bilder vieldeutig werden. Sie entgleiten den Intentionen derer, die Projekte planen, koordinieren, und formatieren. Johanna Schaffer verweist dabei auf gewisse Kontexte von Sichtbarkeit und ihren Rhetoriken, anhand derer sie das Vorhaben des Sichtbarmachens per se als ambivalentes Vorhaben beschreibt:

»Der erste Vorbehalt gegen eine ausschließlich positive Einschätzung des Modus und Status der Sichtbarkeit formuliert sich in dem Hinweis, dass mehr Sichtbarkeit sowohl eine höhere Einbindung in normative Identitätsvorgaben bedeutet wie auch Kontroll- und Disziplinierungsmaßnahmen leichteren Zugang gewährt. Für minorisierte Subjektpositionen und Wissenskontexte bedeutet mehr Sichtbarkeit zudem die Affirmation genau jener Repräsentationsordnungen, die sie minorisiert.«⁸³

Sichtbarmachen wird so also per se als hegemonialer Akt der Bekräftigung bestehender Ordnungen lesbar. Die Intention der Sichtbarmachenden als subversiver Verweis auf die Unsichtbarkeit der fremden Anderen wird aus einer konstruktivistischen Perspektive als eigentlicher Akt der Herabsetzung fluchterfahrener Menschen lesbar: Weil *wir* sagen, dass *sie* unsichtbar sind, werden *sie* überhaupt erst unsichtbar.

Bilder können also nie den Anspruch vertreten, »objektive Wirklichkeiten« deckungsgleich widerzuspiegeln. Sie sind immer nur vor dem Hintergrund ihrer Produktionskontexte, ihrer Zielgruppen und der Intention ihrer Produzentinnen zu verstehen. Francesca Falk konnte dies am Beispiel der Miteinbeziehung des Bootes in der Geschichte der Schweizer Berichterstattung über FluchtMigration aufzeigen. Gewissen Bildtraditionen – wie das seit dem 2. Weltkrieg immer wieder herangezogene Bild des sich überfüllenden Bootes – können »latente Erinnerungsgelände aktivieren.«⁸⁴ Der Schweizer Nationalstaat wird in den von Falk herangezogenen Quellen als integrierter, ausbalancierter Körper abgebildet, der durch die »auf das Boot aufspringenden« Flüchtenden in seinem Gleichgewicht gefährdet ist und zu kentern droht, so Falk. Andere ähnlich relevante Gründe, die zu Raum- und

82 Messerschmidt 2019, 49.

83 Schaffer 2008, 52.

84 Falk 2014, 216.

Ressourcenknappheit in der Schweiz führen würden, wie beispielshalber Bodenspekulationen oder die Privatisierung des öffentlichen Raumes, würden so als weniger bedeutsam im Diskurs um soziale Ungleichheiten wahrgenommen.⁸⁵ Falk weist zudem darauf hin, dass das Boot als vielfältige Metapher für Überfremdung, Durchlässigkeit von Grenzen oder illegalisierter Flucht Migration missbraucht werde, jedoch im Migrationskontext faktisch irreführend sei: »So kommen die wenigsten Migrierenden als Bootsflüchtlinge nach Europa; die meisten reisen über Land- und Luftwege ein.«⁸⁶ Das historisch aufgeladene Symbol des Bootes wird somit »aufgrund einer spezifischen gewaltvollen Geschichte [...] mit eben jener Gewalt aufgeladen, die in der Folge der Reproduktion des Zeichens automatisch mit reproduziert wird.«⁸⁷

In ihrem Buch »Blickregime der Migration. Images und Imaginationen des Fremden in Schweizer Printmedien« thematisiert die Kulturanthropologin Christine Bischoff die Brüchigkeit sowohl des Medialen als auch des Migrantischen: Immer wieder werde Migration medial von fixen, statischen Zentren aus als linearer, auf ein Ziel zulaufender Prozess repräsentiert.⁸⁸ Am Beispiel von Bild-Text-Artikeln in Schweizer Tageszeitungen gelang es Bischoff, exemplarisch die Beziehung verschiedener medialer Formate bei der Etablierung visuell-diskursiver Formationen und Repertoires aufzuzeigen.⁸⁹ Stereotypisierte Praktiken der Repräsentation, die auf essentialisierenden, kulturalistischen Wahrnehmungen von Gesellschaft und Migration fußen, enttarnt Bischoff als »routiniert eingespielte mediale Erregungskurven«,⁹⁰ die nur allzu oft in einem starken Spannungsfeld zu alternativen, transkulturellen Lesarten der Situation stehen:

»Der bildliche Interpretationsspielraum wird in den Printmedien durch vorgegebene ›plausible‹ und akzeptierte Deutungshorizonte beschränkt. [...] Die soziokulturellen Wirklichkeiten in der Schweiz, die sich im Laufe der vergangenen Jahre stark gewandelt haben, spiegeln sich oft nur bedingt in den dazu veröffentlichten Foto-Text-Artikeln wider. Insbesondere aber die Pressebilder und die über sie transportierten Inhalte verharren häufig in einem einfachen Spannungsfeld zwischen monokulturellen (durch Linearität und Kontinuität bestimmten) und transkulturellen (durch Multilokalität und Disparität bestimmten) Blickregimen.«⁹¹

85 Falk 2014, 218.

86 Falk 2014, 220.

87 Heinemann & Khakpour 2019, 5.

88 Bischoff 2016, 16.

89 Bischoff 2016, 110.

90 Bischoff 2016, 8.

91 Bischoff 2016, 286.

Ähnliche Formen des *Framings*, in denen das Sprechen über und somit die Diskursivierung von FluchtMigration und ihren Akteur*innen medial stattfinden, arbeitete auch Simon Göbel in seiner Analyse von Polittalks zum Thema FluchtMigration heraus: Er untersuchte die Bedeutung bestehender hegemonialer Machtbeziehungen gesellschaftlicher Institutionen und Akteur*innen. Die Aufführung öffentlicher Ideologien stehe in den Gesprächsrunden von Illner, Will und Co. im Mittelpunkt und trage zum Wohle der Unterhaltung von Zuschauer*innen bei, die im Lesen solcher medialer Beiträge geübt sind. Die Suche nach Problemlösungen und den dazugehörigen diskursiven Austausch dekonstruierte Göbel im Kontext seiner durch die Cultural Studies inspirierten, theoretisch durch die Hegemonie-Theorie von Chantal Mouffe und Ernesto Laclau⁹² gespeisten Diskursanalyse als performative, öffentliche Aufführung einstudierter Unterhaltungsrepertoires.⁹³ Die starke Rahmung der Formate durch Jingles, Auswahl der Gäste, Moderations- und Redaktionsstil führe »zu einem Produkt, das immer auch aufgrund seiner Diskrepanz zwischen Information und Unterhaltung diskutiert werden muss.«⁹⁴ Es zeigt sich, dass die Praxis des Sprechens über die ›Anderen‹ auch von ästhetischen Kontexten und Formatierungen wie Schnitt, Musik, Längen und Größen einzelner Kameraeinstellungen nachhaltig mitgeprägt wird.

Auch die medienanalytische Auseinandersetzung mit den filmischen Endprodukten aus Ermächtigung und Sichtbarkeit anstrebenden Workshops sind vor diesen Hintergründen zu diskutieren: Welche Rolle spielen die Formatierungsansätze der Durchführenden, die sich diese in formalen Bildungsprozessen und angepasst an eine mitteleuropäische Zuschauer*innenschaft angeeignet haben? Welche Rolle spielen Naturalisierungen und irreführende Darstellungsstrategien – wie die des Bootes – die oftmals nicht der Realität entsprechen? Inwieweit können diese filmischen Neuaushandlung von FluchtMigration wirklich neue Deutungshorizonte eines gesellschaftlichen Phänomens anbieten, das bereits durch dominante mediale Institutionen wie Polittalks und Tageszeitungen diskursiv besetzt und ausgestaltet wurde?

Medien unterlägen in der Darstellung und Auswahl ihrer Inhalte keiner zentralen Macht und stünden in komplexen Aushandlungsprozessen mit allen Segmenten einer Gesellschaft, so Göbel.⁹⁵ Ihre Mitglieder bestimmen stets mit, was sie wann, wie und wo sehen und hören wollen. Als ein Ergebnis seiner Untersuchungen konstatiert Göbel, dass unterschiedliche Gruppen auf mediale Inhalte verschieden reagieren. Um ihren Rezipient*innen die Dekodierungsarbeit zu vereinfachen,

92 Vgl. Mouffe & Laclau 1985.

93 Göbel 2017, 61.

94 Göbel 2017, 90.

95 Göbel 2017, 56f.

halten Massenmedien an hegemonial-dominanten Sprechakten fest. So konstatiert Göbel, dass Medien trotz möglicher heterogener Lesarten ihrer Inhalte immer Machtstrukturen und -asymmetrien zwischen gesellschaftlichen Akteur*innen vorgeben und zementieren.⁹⁶ Diese Asymmetrien basieren auf neo-kolonialen Imaginationen über Akteur*innen von Flucht und Migration. Sie sind als Kontinuitätslinien kolonialer Unterdrückung subalternen Subjekte zu benennen, deren Sicht- und Hörbarkeit in gesamtgesellschaftlichen Diskursen aufgrund ihrer marginalen Position stark eingeschränkt sind. Ob und inwieweit filmische Ermächtigungsprojekte und ihre Durchführende mit dem diesem hegemonialen Duktus, den Vorarbeiten bereits anderen, dominanten Medienformaten zugeschrieben haben, brechen und ihren Teilnehmenden neue, subversive Darstellungsstrategien eröffnen können ist also mit ein zentrales Erkenntnisinteresse, dem sich diese Arbeit widmet.

3.4 »Can the refugees speak?« - Subalternität und ungehörte Stimmen

»The point is not that for some speakers the danger of speaking for others does not arise, but that in some cases certain political effects can be garnered in no other way.«⁹⁷

Die Literaturwissenschaftlerin Gayatri Spivak sorgte 1988 mit dem Erscheinen ihres Essays »Can the subaltern speak?« für Aufsehen: Spivak vermochte dazulegen, dass durch ein global zementiertes, übermächtiges Herrschaftssystem marginalisierte Personengruppen, die sie subaltern nennt, in gesamtgesellschaftlichen Diskursen nicht hörbar sind. Deren Versuche, eigene Bedürfnisse zu artikulieren, bleiben aufgrund westlich-intellektuell dominierter und standardisierter Wissensproduktion ungehört. Das Sprechen für sich selbst nehmen ihnen westliche Wissenschafts- und Gesellschaftssysteme ab. Das Hauptinteresse des »Westens« läge darin, durch seine Darstellung des Wissens über die ›Anderen‹ eigene Positionen autoritativ als objektive Norm zu legitimieren. Diejenigen, über die er lernen möchte, bezieht er nicht in seine Wissensgenese mit ein. Spivak sieht hier koloniale Machtverhältnisse weiterhin fortbestehen, die eine wissenschaftliche und positivistische Selbstbeweihräucherung des Westens fortschreiben soll.⁹⁸ Wissen

96 Göbel 2017, 66.

97 Alcoff 1991, 17.

98 Spivak 1988, 35.

über sogenannte Dritte-Welt-Länder sei von jeher eingefärbt gewesen durch die ökonomischen und politischen Interessen des dominanten Westens, so Spivak.⁹⁹

Diese und ähnliche Debatten sind seit der Entkolonialisierung und Staaten-gründung betroffener Regionen in der Mitte des 20. Jahrhunderts von großer Bedeutung für das Erkennen und Benennen globaler Machtdisparitäten zwischen westlichen Industrienationen und ihren ehemaligen Kolonien. Eurozentrische Wissensproduktion entlarvte Spivak somit als Fortschreibung kolonialer Kontinuitäten.¹⁰⁰ Das 20. Jahrhundert erwies sich zudem als Epoche, in der koloniale Ausbeutung zeitgleich mit Dekolonialisierungsprojekten im globalen Süden ihren Höhepunkt erreichte. Vielfach erkämpften bürgerrechtliche Bewegungen große Fortschritte für gesellschaftliche Gruppen, die aufgrund ihrer Hautfarbe oder ihrer Geschlechteridentität jahrhundertlang minorisiert wurden. Das Gros liberaldemokratischer Gesellschaftsfragmente bejahte allgemein die Bemühungen der Aktivist*innen um mehr Gerechtigkeit. Die Frage nach dem wie dieser Transformationen und welche Gruppen als minorisiert anzusehen seien, gestaltete sich jedoch kontrovers. Zudem herrschte – so die Politikwissenschaftlerin María do Mar Castro Varela – Uneinigkeit darüber, »welcher Zustand als gerecht empfunden wird und welche (sozialen) Kosten damit einhergehen dürfen.«¹⁰¹ Ebenso wie akademische Wissensproduktion sind also auch Bestrebungen der Veränderung bestehender sozialer Verhältnisse nach wie vor dominiert von denselben gesellschaftlichen Fragmenten, gegen die sich postkoloniale Bestrebungen des Befreiens und Ermächtigens richten.

Für die kulturwissenschaftliche Begegnung mit migrantisierten Lebenswelten in Deutschland erscheinen postkoloniale Arbeiten wie dekonstruktivistische Auseinandersetzungen mit westlich dominierten Machtstrukturen in der Wissensgenese über die Anderen auf mehreren Ebenen relevant: Spivak kategorisiert die Subalternen als »jene Menschen, die aufgrund ihrer prekären, abgeschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Situation keinen Zugang zu Öffentlichkeit [...] haben.«¹⁰² Die Politikwissenschaftlerinnen Sybille de la Rosa und Melanie Frank argumentieren am Beispiel des westlichen Menschenrechtsaktivismus, dass humanitaristisch-aktivistische Sprechakte des Aufbegehrens für die rechtlosen Anderen durch westliche Aktivist*innen Kontinuitäten kolonial zementierter Machtasymmetrien fortschreiben:

»Die Aktivist/innen weisen dabei durch ihr Handeln den Subalternen eine bestimmte homogene untergeordnete Subjektivität zu und erkennen nicht, dass

99 Spivak 1988, 43.

100 Vgl. http://culturalstudiesnow.blogspot.com/2011/11/gayatri-spivak-can-subaltern-speak_16.html, zuletzt aufgerufen am 12. Oktober 2021.

101 Castro Varela 2010, 251.

102 De la Rosa & Frank 2017, 50.

sie durch einen epistemischen Bruch nicht über einen unmittelbaren Zugang zu den Ansichten der Subalternen verfügen, sondern lediglich ihre eigenen Bedeutungsgrundlagen auf die Wahrnehmung der Anderen spiegeln.«¹⁰³

Bemühungen des Sichtbarmachens oder des Eine-Stimme-Gebens aus Wissenschaft, Pädagogik oder Journalistik laufen ebenfalls Gefahr, in ihrem Habitus des sich Einsetzens für die eigens attestierte missliche Lage der benachteiligten Anderen Kontinuitäten fortzuschreiben, die sie selbst eigentlich durchbrechen wollen. Sie riskieren, an den Bedürfnissen subalternen, fluchterfahrener Jugendlicher vorbei Sicht- und Hörbarkeit auf zu oktroyieren, denn »Sichtbarkeit [ist] nie gegeben, sondern immer in einem Zusammenhang aus Wissen und Macht produziert.«¹⁰⁴ Postkoloniale Theorie liefert somit einen wertvollen Beitrag zur kritischen Auseinandersetzung mit humanitaristischen Akten des Helfen-Wollens und Sichtbarmachens: Subalternität stellt sich immer als Resultat hegemonialer Diskurse und wird somit gesellschaftlich immer erst hergestellt, bevor sie wirkmächtig wird. Wenn Menschen also aus Prozessen des gesellschaftlichen Miteinanders ausgeschlossen sind, ist das nie von Natur aus der Fall: Ausgrenzung passiert immer auf der Basis sozialer Prozesse und muss so immer auch als konstruiert und ko-produziert verstanden werden.

Wie können sich jedoch gesellschaftlich privilegierte Milieus für eine gerechtere Gesellschaftsordnung engagieren, ohne wieder selbst für die Stabilisierung altergebrachter Ordnungen mitverantwortlich zu sein? Bereits zu Beginn der 1990er Jahre widmete sich die Philosophin Linda Alcoff dieser Frage anhand der Problematik eines Für-Andere-Sprechens. Ebenso problematisch sieht Alcoff jedoch auch den Akt des Schweigens privilegierter Milieus, wenn es um Belange marginalisierter Gruppierungen und daraus resultierende Ungerechtigkeiten und Machtasymmetrien geht: In ihren weiteren Ausführungen geht Alcoff besonders auf soziale Dimensionen solcher Sprechakte ermächtigtster Eliten für zu ermächtigende Subalterne ein. Sie konstatiert, dass soziale Positionen ihren Subjekten gewisse Handlungsoptionen und Sprechakte nahelegen, die so für anders – niedriger oder höher – positionierte Akteur*innen niemals in Frage kämen. Alcoff geht es somit besonders um die Relationalität des Sprechens und Zuhörens: »Who is speaking to whom turns out to be as important for meaning and truth as what is said; in fact what is said turns out to change according to who is speaking and who is listening.«¹⁰⁵

De la Rosa und Frank sehen in diesem Zusammenhang vor allem die Notwendigkeit eines nachhaltigen Bewusstseinswandels in der Art und Weise, wie Eli-

103 De la Rosa & Frank 2017, 52f.

104 Schaffer 2008, 13.

105 Alcoff 1991, 12.

ten über Subalterne sprechen. Die Informiertheit dieses Aktes des Über-Andere-Sprechens müsse auf der Bildung eines neuen Bewusstseins fußen:

»Der Weg zu einem neuen Bewusstsein, welches anerkennt, dass Verantwortung sich nicht daraus ableitet, dass man bereits Rechte genießt, die anderen noch vorenthalten werden, führt über eine geduldige und auf den/die Andere/n eingehende Bildung, die es vermag, etwas Gemeinsames zwischen den aufeinandertreffenden Individuen entstehen zu lassen [...].«¹⁰⁶

Es liegt somit an den bereits ermächtigten, hörbaren, sozial vorteilhaft positionierten Pädagog*innen, Aktivist*innen und Wissenschaftler*innen, ihr Gesagtes in Einklang zu bringen mit den Anliegen derer, die sie ermächtigen und hör- bzw. sichtbarer machen wollen. Welche Kompetenzen sind hierfür jedoch von Nöten? Wie müssen Akteur*innen sich diese neuen Kompetenzen aneignen? Welche Grundannahmen müssen das Verständnis per se gegebener Unsichtbarkeit der marginalisierten Anderen ersetzen?

3.5 Zwischenfazit

Der fachgeschichtliche Abriss der Praxis des Ethnografierens zeigte eine dynamische Veränderung hin zu einem Verständnis von Ethnografie als subjektiv erzählter, literarischer Gattung. Dadurch, dass die Ergebnisse von ethnografischen Beschreibungen und Deutungen als konstruiert und positioniert entlarvt wurden, stürzten die ethnografisch arbeitenden Disziplinen in den 1980er Jahren in die sogenannte Krise der Repräsentation. Dass die beschriebenen Akteur*innen durch partizipativ-ko*laborative Ansätze fortan in die Produktion ethnografischer Repräsentationen involviert wurden, war Folgeerscheinung und Lösungsversuch des entstandenen Dilemmas zugleich.

Bestrebungen der Ermächtigung, Sichtbarkeit und Teilhabe, wie sie medienpädagogische Projekte an den Tag legen, werden in ethnografischen Forschungskontexten also bereits seit Jahrzehnten praktiziert, reflektiert und dekonstruiert. Anhand zentraler medienpädagogischer Fachliteratur wurde offensichtlich, dass die aus der Krise der Repräsentation resultierende Writing Culture-Debatte auch in der Medienpädagogik rezipiert und diskutiert wurde. Zwischen beiden Fachkulturen bestehen somit nicht nur methodische und gegenstandsbezogene Parallelen. Sie weisen auch aufeinander bezugnehmende Querverbindungen und fachgeschichtliche Ähnlichkeiten hinsichtlich eines Paradigmenwechsels in der repräsentativen Praxis des Über- und Für-die->Anderen-<-Sprechens auf.

106 De la Rosa & Frank 2017, 56.

Namhafte Fachvertreter*innen der kulturanthropologischen Migrationsforschung im deutschsprachigen Raum trugen durch ihr Wirken produktiv zur Kulturalisierung einer europäisch-ethnologischen Migrationsforschung mit eigenem Methoden- und Analyseinstrumentarium bei. Hierdurch etablierte sich ein Verständnis von Kultur, das nicht mehr statisch, historisch stabil und homogen, sondern fluide, hybrid, veränderlich und praxeologisch geprägt erscheint. Unter dem Konzept der Migration werden oftmals mannigfaltigste Akteur*innen, multiple Motivationen und somit eine große Bandbreite an Migrant*innen in kulturalistischer Manier subsumiert und hierdurch als einheitlich und homogen konstruiert. Diese Subsumierung ist als Resultat eines historisch tradierten und gesamtgesellschaftlich betriebenen Otherings zu deuten. Es entspringt orientalistischen und eurozentrischen Fantasien über die fremden Anderen, die überhaupt erst durch machtvolle, medial koproduzierte diskursive Formationen zu diesen doch so fremdartigen Anderen gemacht werden.

Obwohl es mannigfaltigste lebensweltliche Schnittmengen zwischen Menschen gibt, die im Kontext von postmigrantischen Gesellschaften zusammenleben, werden Differenzkategorien zugunsten medialer Unterhaltung und anhand eintrainierter Deutungsmuster weiterhin hervorgehoben und überbetont. Migrationsgeschichten gestalten sich komplex und einzigartig und sind nicht allein durch unidirektionale, wirtschaftlich, politisch und soziokulturell definierte Push- und Pull-Faktoren erklärbar. Konzepte wie *Doing Culture*, *Creolization* und *Ethnoscapes* aus den 1990er Jahren unterstreichen dies. Sie trugen maßgeblich zur Etablierung einer transnationalen Migrationsforschung bei und führten so zur Überwindung eines methodischen Nationalismus. Unter Paradigmen wie »Migration aus der Perspektive der Migration erforschen!« oder »Migrationsforschung entmigrantisieren und Gesellschaftsforschung migrantisieren!« rückte die Perspektive der flucht- und migrationserfahrenen Akteur*innen immer mehr ins Zentrum rezenter Forschungsarbeiten, wie die angeführten Beispiele belegen.

Es zeigte sich zudem, dass Sichtbarkeit in medialen Formaten einerseits durch- aus ein Instrument für Ermächtigung und Teilhabe sowie -gabe sein kann. Andererseits besteht jedoch auch die Gefahr, dass sich bereits bestehende dichotome Repräsentations- und Deutungsmodelle reproduzieren und verfestigen. Im Kontext von stark mediatisierten Gesellschaften und deren vielschichtigen Deutungs- und Diskursivierungsangeboten kann die Kontrolle über die öffentliche Wahrnehmung und Deutung von Sichtbarkeiten genau denjenigen Akteur*innen und Institutionen entgleiten, die diese Sichtbarkeiten eigentlich anstreben und forcieren. Offenerere Differenzmodelle sind von Nöten, die sich von binären Erklärungsangeboten wie eigen/fremd, deutsch/ausländisch sowie christlich/muslimisch emanzipieren und elliptisch-engeführte Blickregime brüchiger werden lassen. Zudem zeigt sich, dass in der Forschungslandschaft der kritische Blick auf die Motive und Praktiken derer, die alternative Sicht- und Hörbarkeiten der marginalisierten An-

deren erhöhen wollen, zwar bisweilen gefordert jedoch noch nicht umgesetzt wurde.

Wie ich gezeigt habe, sind globale Herrschaftssysteme und (post-)koloniale Kontinuitäten bedeutsam und wirkmächtig für hegemoniale Darstellungen von FluchtMigration. Durch sie wird machtvoll Sprechen für und über die ›Anderen‹ normativiert und normalisiert. Ein okzidentaler Wille zum Erhalt bestehender Machtasymmetrien wird so legitimiert. Die Frage nach der Rolle dieser oftmals unbewusst in das Tun der Philantrop*innen und Humanitarist*innen miteinfließenden Erhaltsansprüche von bestehenden Ordnungen versuche ich anhand der ethnografischen Untersuchung filmischer Ermächtigungsprojekte in der vorliegenden Arbeit zu beantworten.

Aktivistische und humanitaristische Bestrebungen im Kontext der FluchtMigration laufen Gefahr, Kontinuitätslinien kolonialer Unterdrückung fortzuschreiben, indem sie subalternen Fluchterfahrenen durch ihr Bemühen um deren Sichtbarkeit, Teilhabe und Ermächtigung eine homogene Subjektivität zuweisen. Besonders problematisch erscheint hier, dass auch das Nicht-Sprechen einer privilegierten Elite für die subalternen Unterprivilegierten als moralisch verwerflich anzusehen ist. Zielführender erscheint nur ein relationales Verhältnis des Sprechens und Zuhörens: Empathisches Zuhören und Verstehen stellt einen entscheidenden Zwischenschritt dar, bevor Privilegierte für migrantisierte Subalterne sprechen bzw. infrastrukturelle Gegebenheiten für die Hörbarkeit der fremden ›Anderen‹ herstellen.